GEDÄCHTNISSFEIER

DER

GEORG-AUGUSTS-UNIVERSITÄT

FÜR

WEILAND SEINE MAJESTÄT DEN KAISER UND KÖNIG

WILHELM

AM XVI. MÄRZ MDCCCLXXXVIII.

Rede gehalten von Professor Dr. A. Kluckhohn.

Ansprache des zeitigen Prorectors, Professor Dr. F. Frensdorff.

GÖTTINGEN,
DRUCK DER DIETERICHSCHEN UNIV.-BUCHDRUCKEREI.
WILH. FR. KAESTNER.
1888.



Hochansehnliche Trauerversammlung!

An der unsern akademischen Festen geweihten Stätte haben wir uns heute schmerzbewegt zu einer Trauerfeier versammelt, vor uns das florumhüllte Bild des erlauchten Herrschers, welcher mit dem Ruhme seiner Thaten wie seiner Tugenden den Erdkreis erfüllt hat, gross als Kriegsheld, noch grösser als Schirmherr des Friedens, ein Vater des durch ihn geeinigten Volkes.

Nur eine kurze Spanne Zeit trennte uns noch von dem Tage, an welchem wir den geliebten König und Kaiser beim Eintritt in das zweiundneunzigste Jahr seines gottbegnadeten Lebens mit unsern heissesten Segenswünschen begleiten zu können hofften, als plötzlich die Kunde von seiner schweren, bald hoffnungslosen Erkrankung Schrecken und Trauer weit über unser Vaterland hinaus verbreitete. Nun ist demjenigen, welcher den Lebenden in seiner Herrschergrösse zu feiern für eine beneidenswerthe Aufgabe halten konnte, das schmerzliche Loos geworden, der Klage um den Verblichenen Ausdruck zu verleihen.

Jawohl der Klage! Wurde doch Kaiser Wilhelm seinem Hause und seinem Volke in einem Augenblick entrissen, wo die ganze gesittete Welt unsere bange Sorge um die kostbare Gesundheit des hochherzigen Prinzen theilt, welcher, dem Throne am nächsten stehend, schon so lange der Stolz des königlichen Vaters und die Hoffnung der unter seiner ritterlichen Mithülfe verjüngten Nation gewesen, unsers nun regierenden Königs und Kaisers Majestät. Wer empfände nicht aufs Tiefste die schwere Heimsuchung, die Gottes Rathschluss in diesen Tagen über unser geliebtes Herrscherhaus und über uns alle verhängt hat!

Aber sollen wir, indem wir in so ernster Stunde den Manen des grossen und guten Toten den Tribut der Ehrfurcht und der Pietät darbringen, nur

dem Schmerze über die Grösse des Verlustes uns hingeben? Geziemt es sich nicht vielmehr, unter demüthiger Anerkennung der göttlichen Gnade, die über dem Leben des nun Entschlafenen so lange sichtbar gewaltet hat, uns dankbar der reichen Segnungen zu erinnern, die dem Vaterlande durch Ihn geworden?

Vermessen freilich wäre es, in kurzer Rede darlegen zu wollen, was der hochselige König und Kaiser Preussen, Deutschland und Europa gewesen. Erst die nachkommenden Geschlechter werden die Bedeutung seines Wirkens in voller Klarheit zu überschauen und in der Geschichte des Zeitalters, das den Namen Wilhelms I. tragen wird, seine Verdienste in ihrem ganzen Umfange zu würdigen vermögen. Mir aber mag an dieser Stelle nur der Versuch gestattet sein, mit schlichten Worten auf einige Momente aus der langen und ruhmvollen Laufbahn des entschlafenen Herrschers hinzuweisen.

Als der hochselige König zur Regierung berufen wurde, blickte Er bekanntlich schon auf mehr als sechzig Lebensjahre zurück. Dem hohen und höchsten Alter war es vorbehalten, in Krieg und Frieden die beispiellosen Erfolge zu erringen, welche die Bewunderung der Welt erregen. Aber seine Verdienste um Preussen und damit auch um Deutschland reichen um ein volles Menschenalter weiter zurück; denn früh, überraschend früh hat diese wunderbar klare und in sich gefestete Natur den Beruf erkannt, auf den die geschichtlichen Verhältnisse nicht minder als Anlage und Neigung hinwiesen.

Nur die ersten Jahre der Kindheit des Prinzen waren von dem ungetrübten Glanze beschienen, den die holdseligste aller Königinnen über den Kreis der Ihrigen verbreitete. Aber schon damals wurde der Einfluss der zart besaiteten Mutter ergänzt durch die ernste, pflichtstrenge Natur des Vaters, und noch nicht zehn Jahre zählte Wilhelm, als die Katastrophe von Jena die königliche Familie zur Flucht nach dem östlichen Theile der zusammenbrechenden Monarchie nöthigte. „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine das schwere Geschick, das uns getroffen hat. Der König hat sich in der Tüchtigkeit seiner Armee und ihrer Führer geirrt, und so haben wir unterliegen sollen und müssen flüchten“ — diese Worte, womit die ihren Kindern nacheilende Königin die beiden ältesten Söhne bei dem ersten Wiedersehn zu Schwedt in ihre Arme schloss, — sie haben auf unsern Kaiser, wie er oft genug bezeugt, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Als er dann in Königsberg am 1. Januar 1807 vor vollendetem zehnten Lebens-

jahre aus der Hand des Vaters das erste Soldatenkleid mit den Worten empfing: „Da an deinem Geburtstag vielleicht keine Gelegenheit sein wird, dich ordentlich einzukleiden, weil ihr nach Memel müsst, so ernenne ich dich schon heute zum Offizier," — da bestand die Armee, in die Prinz Wilhelm eintrat, nur noch aus wenigen Regimentern. Um so ernster war die Schule, welche der Jüngling durchmachte, und ein scharf blickender Offizier, der Zeuge seiner frühesten militairischen Uebungen war, erkannte schon damals die echte Soldatennatur, die in dem Königssohn zur Entwicklung drängte. Die Jahre der tiefsten Erniedrigung Preussens, in denen Friedrich Wilhelm III. mit Hülfe genialer Männer die gefallene Armee auf besserer Grundlage neu organisierte, waren aber auch in anderen Beziehungen die beste Lehrzeit für die königlichen Prinzen.

„Wären sie im Schosse des Ueberflusses und der Bequemlichkeit gross geworden, sagt die Königin, so würden sie meinen, das müsse so sein. Dass es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth und den öfteren Thränen der Mutter."

Als dann den Jahren der Noth und der Schmach, deren Schwere der frommen Dulderin das Herz gebrochen, der unvergessliche Frühling des Jahres 1813 folgte, als ganz Preussen sich in ein grosses Waffenlager verwandelte und mit einer Begeisterung und Aufopferung, die ohne Beispiel in der Geschichte gesitteter Völker ist, das Joch der Knechtschaft abschüttelte, da musste Prinz Wilhelm, weil der Vater ihn für die Strapazen des Krieges noch zu schwächlich hielt, zu seinem Schmerze in Breslau zurückbleiben; aber den Geist der grossen Zeit hat er voll und für immer in sich aufgenommen, den ernsten frommen Sinn, die schwungvolle opferfreudige Vaterlandsliebe und die unerschütterliche Ueberzeugung, dass nur die sittlichen Kräfte und des Himmels Segen ein Heer unüberwindlich machen.

Mit Recht durfte am 1. Januar 1877, als der hochselige Kaiser auf der Höhe seines Ruhmes zu seinem 70. Militairjubiläum die Vertreter der gesammten deutschen Armee empfing, der erlauchte Führer der Deputation, Se. kaiserl. u. königl. Hoheit der Kronprinz, indem er in geistvoller Rede den gefeierten Kriegsherrn beglückwünschte, bemerken: „Ist es doch, wenn wir die Blicke rückwärts wenden auf den Beginn Eurer Majestät militairischer Laufbahn, als ob die mit Preussens tiefster Noth und endlicher Erhebung eng ver-

knüpften Jugenderlebnisse Eurer Majestät die Vorbereitung zu den Thaten bedeuten, welche die Weltgeschichte mit Ihrem Namen für immer untrennbar verbindet.“

Erst an den beiden Feldzügen der Verbündeten in Frankreich durfte der ungeduldig harrende Prinz als Mitkämpfer theilnehmen. Bei Mannheim, wo ein Theil der Blücherschen Armee am 1. Januar 1814 den Uebergang über den für Deutschland zurückgewonnenen Strom erkämpfte, war er zum ersten Male Zeuge eines blutigen Gefechts. Bei Bar-sur-Aube aber, wo der Siebzehnjährige am 27. Februar 1814 im Kugelregen dem Vater Adjudantendienste leistete, sollte der Prinz die eigentliche Feuertaufe erhalten. Das russische St. Georgskreuz und das im Andenken an die unvergessliche Königin gestiftete eiserne Kreuz, das Wilhelm am Geburtstage der Mutter aus der Hand des Vaters empfing, um dasselbe 56 Jahre später als hervorragendes Ehrenzeichen der ganzen deutschen Armee zu erneuern, schmückten die Brust des Helden bis zum Grabe. — Zweimal war es dem jugendlichen Prinzen vergönnt, die bezwungene feindliche Hauptstadt zu betreten, zweimal mit den heimkehrenden preussischen Truppen den Siegeseinzug in Berlin zu feiern. Aber so mächtig er sich auch von dem Soldatenberuf ergriffen fühlte, so arbeitete er doch mit grösster Gewissenhaftigkeit auch an seiner sittlich-religiösen Ausbildung. Man kann heute nicht ohne Rührung die frommen Bekenntnisse und Gelübde lesen, die er im Juni 1815 vor seiner Confirmation niederschrieb, wie er in seinem fürstlichen Stande nur die Mahnung an die grösseren Verpflichtungen, die dieser ihm auferlegt, an die grösseren Anstrengungen, die er von ihm fordert und an die grösseren Versuchungen, mit denen er zu kämpfen hat, sehen will; wie er demüthig und voll Gottvertrauen sich im Glauben an die Vorsehung einen getrosten Muth zu erhalten, alle seine Kräfte der Welt und dem Vaterlande zu widmen, überall nach seinem Vermögen Gutes zu stiften, jedermann mit herzlichem Wohlwollen zu begegnen, den Pflichten des Dienstes aber mit grösster Pünktlichkeit nachzukommen, unablässig an der Verbesserung seines Herzens zu arbeiten, die Schmeichler zu fliehen, die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten dagegen für seine wahren Freunde zu halten gelobt.

In der langen Friedenszeit, die den erschöpfenden Kämpfen der Befreiungskriege folgte, widmete sich der Prinz mit grösster Hingebung der militairischen Laufbahn. Tag für Tag auf dem Exercierplatz und den Manöverfeldern,

halbe Nächte am Arbeitstische, rückte er in wenig Jahren nicht sowohl durch die Gnade des Vaters, als durch eigenes Verdienst, bis zu den höheren Commandostellen empor, während Sitz und Stimme im Kriegsministerium und das besondere Vertrauen, womit der König ihn auszeichnete, ihm früh Gelegenheit gaben, seinen Einfluss weit über die Angelegenheiten seines Regiments, der Division, des Armeecorps hinaus auszudehnen. Das aber war zu einer Zeit, wo bei dem Zwiespalt der Meinungen über Linie und Landwehr und bei der Sparsamkeit, welche die Finanzlage des Staates vorschrieb, der Fortbestand und die Weiterentwicklung der Schöpfungen Scharnhorsts ernstlich gefährdet waren. Dass das damalige Preussen den Nachbarstaaten gegenüber „körperlich“ erschreckend schwach sei, dass man also dieser Schwäche durch intellectuelle Kräfte zu Hülfe kommen, und dass diese vornehmlich in dem Heer geweckt und erhalten werden müssen, das erkannte, wie seine eigenen Worte bezeugen, das helle Auge des Prinzen schon im Alter von einigen zwanzig Jahren. Nur durch Kraft und Nerv, sagt er ein andermal, könne die Armee emporgehalten werden, und je länger der Friede währte, um so grösser wurde seine Sorge, dass die Spannkraft nachlassen möchte. Darum that er, soweit sein Einfluss reichte, das Seinige, die Erinnerungen der grossen Vergangenheit wach zu halten, und er sah nicht ohne Schmerz, dass die leitenden preussischen Staatsmänner schon wenige Jahre nach jenen Tagen des Glanzes und des Ruhmes es seltsam fanden, mit elf Millionen eine Rolle zwischen Nationen von vierzig Millionen spielen zu wollen, da man doch im Jahre 13 mit drei Millionen so Grosses geleistet habe. Auf dem klassischen Boden von Leuthen wünscht er Erhebung allen schwachen Seelen.

Während der Prinz durch seine Stellung von der Politik fern gehalten wurde, blickte Friedrich Wilhelm III. mit Stolz auf die hervorragende soldatische Tüchtigkeit seines zweiten Sohnes, wie denn auch dieser den persönlich tapfern und in militairischen Dingen einsichtigen Vater, dem nur die kriegerische Entschlossenheit fehlte, als den höchsten Kriegsherrn auf Innigste verehrte und nie vergass, ihm nachzurühmen, dass er 1813 sein Volk in den siegreichen Kampf gegen den Unterdrücker geführt. So verband sich ihm mit dem geheiligten Andenken der früh verklärten Mutter auch unter diesem Gesichtspunkte die pietätvolle Verehrung des Vaters bis in die spätesten Tage.

Von unschätzbarem Werthe aber war es, dass unter der Regierung

Friedrich Wilhelm IV., dem bei einer verschwenderisch reichen Begabung keine militairische Ader schlug, der Prinz von Preussen den Soldatengeist und die kriegerischen Institutionen nach Kräften förderte. Die Armee bis zu dem geringsten Soldaten hinab lohnte dem Ritterlichen die Fürsorge durch dankbare Hingebung.

Nicht so die Masse der Gebildeten und Halbgebildeten, welche unter den erschlaffenden Wirkungen einer langen Friedensperiode und beherrscht von unausrottbaren Vorstellungen über die angeblichen Vorzüge eines sogenannten Volksheeres mit Geringschätzung auf den hervorragendsten Vertreter dessen, was man Militairismus nannte, blickten.

Da ausserdem der Prinz in den grossen politischen Fragen den Doktrinen des Liberalismus gegenüber eine besonnene Fortentwicklung der bestehenden Institutionen unter voller Wahrung der Rechte der Krone vertrat, so wurde der edelste Patriot Gegenstand der Verkennung, der Verläumdung, ja des Hasses. Nicht minder konnte man es beklagen, dass ihm, dem Recht und Ordnung, Gesetz und Zucht über alles gingen, beschieden war, als Oberbefehlshaber preussischer Truppen seinen ersten Feldzug nicht gegen den auswärtigen Feind, sondern gegen die revolutionären Unterthanen deutscher Fürsten zu unternehmen. Dagegen blieb ihm, wir sagen heute zu Preussens und Deutschlands Heil, in den Tagen von Olmütz der Versuch erspart, an der Spitze des Heeres Oesterreich und den Mittelstaaten gegenüber die Fehler einer schwächlichen Politik gutzumachen. Die Zeit für die Lösung der deutschen Frage war in den Tagen Friedrich Wilhelm IV. noch nicht gekommen. Man weiss, wie unter der Herrschaft des wieder erstandenen Bundestages Oesterreich den berechtigten Einfluss Preussens in Deutschland mit consequenter Feindseligkeit zurückdrängte und wie nicht minder hochmüthig die anderen europäischen Mächte, selbst die kleinsten, auf den unsicher geleiteten Staat Friedrichs des Grossen herabschauten. Ist doch kaum ein Menschenalter verflossen, seitdem man dem missachteten Preussen das Recht streitig machen wollte, an den Verhandlungen des europäischen Friedenscongresses, der nach Beendigung des Krimkrieges zu Paris stattfand, auch nur theilzunehmen.

Eine neue Zeit für Preussen und Deutschland begann, als im Oktober d. J. 1858 der Prinz von Preussen für den schwer erkrankten königlichen Bruder die Regentschaft übernahm, nachdem er schon Jahr und Tag als Stell-

vertreter die Geschäfte geführt hatte. Das klare, massvolle Programm der neuen Regierung verhiess, die bessernde Hand an die innern Schäden zu legen, die Elemente der Einigung Deutschlands zu pflegen, überall das Recht zu schützen, und was dem Staate an materieller Macht fehle, durch Besonnenheit, Consequenz und Energie der Politik zu ersetzen. Vor allem aber betonte der Regent die Nothwendigkeit, das Heer, das Preussens Grösse erkämpft und dessen Verfall schon einmal eine Katastrophe über den Staat gebracht, durch zeitgemässe Aenderungen so zu verbessern, dass es im entscheidenden Moment als ein schwerwiegendes Gewicht in die Wagschale fiele. Und als endlich am 7. Januar 1861 nach dem Ableben Friedrich Wilhelms IV. Wilhelm I. den Thron der Hohenzollern bestieg, da riefen Se. Majestät dem Volke unter anderm die goldenen Worte zu: „Es ist Preussens Bestimmung nicht, dem Genuss der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten. Meine Pflichten für Preussen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen.“

Hatte der Regent schon die jahrelang aufs reiflichste erwogene Armeereorganisation durchzuführen begonnen, so trat Er als König noch entschlossener für das Werk ein, das er für unerlässlich hielt, um die Geschicke des Vaterlandes gegen die Wechselfälle der Zukunft sicherzustellen. Wer aber wüsste nicht, wie unsäglich schwer dem Könige gerade die Heeresreform gemacht werden sollte! Es kam darüber zu einem Verfassungskonflikt, der um so bitterer wurde, je thatkräftiger die grossen Männer, welche der Monarch sich zu Helfern erkor und gegen alle Anfechtung unaufhörlich an Sich zu knüpfen verstand, für Seine Absichten eintraten. Glücklicherweise hielt der König, so schmerzlich Er auch den Widerstand des Parlaments empfand, unerschütterlich an dem fest, was Er als seine Pflicht erkannt, und hatte die Genugthuung, das grosse Werk, das Er mit vollem Recht als sein eigenes bezeichnen konnte, in dem Kampfe gegen Dänemark glänzend bewährt zu sehen. Wohl jubelte auch das preussische Volk den Siegen von 1864 zu, aber die Wege, welche die meisterhafte Staatskunst des Ministers v. Bismarck einschlug, um die Früchte des Feldzugs Preussen und Deutschland bleibend zu sichern, verstand die

öffentliche Meinung nicht, und noch weniger vermochte sie der kühnen Politik zu folgen, welche mit der schleswig-holsteinischen Frage zugleich die deutsche zur Entscheidung bringen sollte. Erst der über alle Erwartungen glänzende Verlauf des Krieges von 1866 und die grossartigen politischen Folgen, die für Preussen und Deutschland daran sich knüpften, trugen dem Heldenkönige und seinen Palladinen die bewundernde Anerkennung auch derer ein, die Deutschlands Einigung unter Preussens Führung auf anderem Wege ersehnt hatten. Und als dann einige Jahre später der Erbe Napoleons I. im Vertrauen auf Frankreichs Ueberlegenheit und unsere Erbfehler das verjüngte Deutschland zum Kampfe herausforderte, als die unter des Königs Führung vereinigten nord- und süddeutschen Heere auf französischem Boden Siege über Siege erfochten, die Macht des Feindes zerschmetterten und Wilhelm I., von seinen Mitfürsten in dem französischen Königsschlosse zum Kaiser ausgerufen, als Morgengabe dem neu erstehenden deutschen Reiche Elsass und Lothringen darbrachte, — da sahen die Enkel herrlicher, als es die Kühnsten gehofft, die Sehnsucht der Väter erfüllt, und dem lorbeergekrönten Haupte der Nation wurde mit einer Begeisterung sondergleichen gehuldigt.

Der greise Held aber, welcher auf so überwältigende Erfolge zurückblickte, blieb, was er gewesen: ein schlichter, rührend einfacher Mann, demüthig vor Gott, von herzgewinnender Freundlichkeit gegen die Menschen, streng nur gegen Sich selbst in Erfüllung jeglicher Pflicht.

So wenig in dunklen Tagen Undank und Verkennung, auch nicht der Frevel derer, welche sogar die verbrecherische Hand gegen Sein geheiligtes Haupt zu erheben gewagt, Sein Herz zu erbittern vermocht hatten, so fern lag dem Massvollen auf der Höhe seiner Triumphe die leiseste Regung zur Ueberhebung.

Er gab die Ehre Gott dem Herrn, dem tapfern Heere, dem opferwilligen patriotischen Volke und nicht am wenigsten den genialen Männern, die Ihm rathend und helfend zur Seite standen. Dass trotz dieser unvergleichlichen Mithülfe der Ruhm der entscheidenden Thaten in erster Linie dem Herrscher gebührte, welcher für jede kühne Entschliessung die letzte Verantwortung trug, lehnte Sein grosser Sinn bescheiden ab. Dagegen blieb Er auch an der Spitze des geeinigten Vaterlandes rastlos bemüht, die Wehrkraft Deutschlands zu

Lande wie zur See nach allen Richtungen zu verstärken, und die Güter der Nation gegen jeden Angriff sicher zu stellen.

Und wie die steigende Verehrung und Liebe, welche dem ehrwürdigen Haupte von Hoch und Niedrig im Süden wie im Norden des grossen Vaterlandes wetteifernd entgegengebracht wurde, die Weiterentwicklung der einigenden Momente in dem Leben der Nation mächtig gefördert und die Bande, welche die Glieder mit dem Ganzen verbinden, unauflöslich gemacht hat, so hat auch Sein Ehrfurcht gebietendes Ansehen den Friedensbestrebungen der deutschen Politik den besten Nachdruck gegeben. Dass es dem Kaiser bis in seine letzten Tage gelungen, im Bunde mit zwei grossen befreundeten Nationen die kriegerischen Neigungen im West und Ost zu bannen, und dass heute selbst unsere Gegner und Neider nicht zögern, den Höchstseligen noch im Tode zu ehren, ist der würdigste Abschluss, den die segensreiche Laufbahn dieses einzigen Herrschers finden konnte.

Vielleicht werden nachfolgende Geschlechter es Wilhelm I. nicht am wenigsten nachrühmen, dass er der erste unter den Monarchen Europas gewesen, welcher durch staatliche Fürsorge für die Erwerbsunfähigen, Hülflosen und Kranken auch die sociale Frage der Lösung entgegen zu führen unternahm. Wenn aber der greise Herrscher durch die denkwürdige Botschaft vom 14. April 1883 es als Seine kaiserl. Pflicht erklärte, kein in Seiner Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen unter einander zu fördern, so lange Ihm Gott Frist gebe zu wirken, so hat Er auch damit nur einer Gesinnung Ausdruck verliehen, die Er schon in jungen Jahren gehegt und in der Stille bethätigt hatte.

Als Prinz von Preussen nämlich hatte Wilhelm I. schon 1845 in einem Rundschreiben an sämmtliche Freimaurerlogen den Brüdern dringend empfohlen, den Vereinen, welche sich allerorten für das Wohl der arbeitenden Klassen zu bilden im Begriff waren, beizutreten, an der Verfolgung ihrer lobenswerthen Zwecke thätigen Antheil zu nehmen und besonders dahin zu wirken, dass der Sinn der Ordnung, der Pflicht und der Nächstenliebe geweckt und verbreitet werde, aber ohne dass die Welt ahne, von wo das Liebeswerk ausgehe.

So ist Se. Majestät unser höchstseliger König und Kaiser in einem drei Menschenalter umspannenden, unermesslich reichen Leben immer in Einklang

geblieben mit Sich selbst. Er hat in rastloser Arbeit mit klarem und festem, immer auf das Gute und Grosse gerichteten Sinne, in Demuth und Gottvertrauen, selbstlos und pflichtgetreu, nur dem Dienste des Vaterlandes gelebt. Ruhm und Ehren sind Ihm wie wohl nie einem Sterblichen zutheil geworden. Aber höher galten Ihm, wer wüsste es nicht, die Liebe und das Vertrauen, die Ihm in so rührender und ergreifender Weise dargebracht wurden von Seinem dankbaren Volke. Dass die ganze Nation sich eins fühlte mit Ihm und Seinem Hause in guten wie in bösen Tagen, das hat Ihm noch den spätesten Abend Seines Lebens erleuchtet und in den schweren Schickungen, die auch Ihm beschieden waren, selbst auf dem Sterbebette noch, Trost gespendet.

Nun ist das treue Auge, das so lange über dem deutschen Reiche gewacht, erloschen. Millionen trauern, wie Kinder um den Vater; aber in Thränen preisen wir Gott für alles Gute, das unserm Volke durch Ihn geworden, und wir bitten und hoffen, dass der Geist des von uns Geschiedenen in alle Zukunft segnend über dem Vaterlande schwebe. Das walte Gott!

„Vom Sarg des Vaters richtet das Volk sich auf“ und wendet den umflorten Blick auf den Erben der Krone. Der erste Fürst, der den stolzen Titel: Kronprinz des Deutschen Reiches führte, hat als Kaiser und König Friedrich den Thron seiner Väter bestiegen.

Welcher Glanz der Geschichte ruht auf dem Namen eines Königs von Preussen! Der grosse und weise Fürst, den sie jetzt eben zur letzten Ruhe bestatten, hat ihn noch zu erhöhen vermocht und ihm als ein Wahrzeichen der alten Herrlichkeit der Nation den Namen des deutschen Kaisers für immer verbunden.

Der Tiefsinn unserer monarchischen Ordnungen führt es mit sich, dass in dem Augenblick, da ein deutscher Herrscher die Augen schliesst, sein Nachfolger in den Besitz aller seiner Rechte und Pflichten eingetreten ist. Tiefer noch als solch' alte Rechtssatzung ist in unser Herz eingegraben, dass wer die Herrschergewalt in unserm Staate erbt, auch den Anspruch erbt auf unsere Treue und Hingebung, auf unsere Anhänglichkeit und Liebe. Wie reich hat er sie verdient, der jetzt Treue um Treue von uns heischt!

Grossgeworden mit der jetzt lebenden Generation, erzogen mit ihr, ihre Sorgen und ihre Hoffnungen theilend, an ihrer Spitze in Kampf und Sieg, die Anstrengungen des Schlachtfeldes mit ihr erduldend, an den Segnungen des Friedens, der Blüthe der Künste und der Wissenschaften mit ihr sich erfreuend. Wem tönen sie nicht noch in's Ohr jene Worte, die er bei dem unvergesslichen Feste zu Heidelberg sprach, jene mahnenden Worte, inmitten der Hochgefühle des Erfolges der Aufgaben eingedenk zu bleiben, welche einem so reich begnadeten Geschlechte gestellt sind:

> „in Wissenschaft und Leben fest zu halten an der Wahrhaftigkeit und Strenge geistiger Zucht und der Förderung des Brudersinnes unter den Genossen.“

Zwischen dem Glanz jener Festwoche und dem heutigen Tage liegt eine

kurze Frist. Es bedarf nicht meines Wortes, um die Zeichen dieser Zeit zu deuten. Sie reden eine Sprache beredter als ein menschlicher Mund vermöchte. Alle unsere Gedanken, alle unsere Wünsche und Hoffnungen schliessen die Worte in sich:

„Gott schütze Se. Majestät den Kaiser und König Friedrich, Gott segne das kaiserliche Haus, Gott sei mit unserm deutschen Vaterlande!"
